Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 51 (1947-1948)

Heft: 20

Artikel: Das geheimnisvolle Symbol : eine römische Geschichte [Fortsetzung folgt]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671966

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleines Lied

Du bist die schönste Rose,
Du bist wie Engel sind,
Du süsse Makellose,
Mein holdes Herzenskind.

Und bist du arm und einsam,
Und ist das Leben schwer:
Komm mit, wir gehn gemeinsam,
Ich schreite nebenher.

Gib mir die Hand zum Bunde,
Die kleine weisse Hand
Und hüte treu im Grunde
Mein reines Liebespfand.

Jakob Bolli

DAS GEHEIMNISVOLLE SYMBOL

Eine römische Geschichte

I.

Lange habe ich mich bemüht, das Geheimnis zu enthüllen, welches das Steinrelief mit seiner seltsamen Meisselung umgab: einer kleinen Juwelen-Truhe zwischen zwei Sandalen.

Eines Tages, zu jener Stunde, da Dämmerung sich über die Seele senkt und das Wirkliche dem Unwirklichen begegnet, wo die Dinge, die uns stark beschäftigt haben, solchen Besitz von unserer Seele nehmen, daß wir sie lebendig spüren — da geschah vor meinem geistigen Auge das Wunder:

Der Stein erhielt Leben, er bewegte sich, die Sandalen lösten sich, wurden Stoff aus Leder und Kork, und aus ihnen wuchs eine schöne griechische Jünglingsgestalt mit den Zeichen edlen Geblütes, aber in der Tracht eines römischen Sklaven. Dann senkte sich das ganze Steinrelief, und an seiner Stelle erschien eine junge Römerin mit stolzen, leidenschaftlichen Zügen. Sie trug ein Diadem in ihrem braunen Gelock. Ihre reichberingte Hand hielt eine kleine Truhe, die sie mit einem Blick unendlicher Zärtlichkeit dem Sklaven reichte. Die Truhe war geöffnet und barg neben kostbarstem Schmuck versiegelte Schriften und eine Pergamentrolle.

Ich will die Erscheinungen ansprechen: „Deutet mir das Symbol" — da aber entschwinden sie meinen Blicken, nur die Pergamentrolle finde ich zu meinen Füßen. Ich hebe sie auf und beginne zu lesen:

„Wem sich diese Schrift erschließt, der wird ein hohes Lied der Treue und Dankbarkeit hören. Es handelt wie so viele Geschichten der alten Zeit von Kampf und heldischen Fahrten, von der Mächtigen Höhe und Sturz, von der Kleinen Neid und Haß, von Liebesglück und Liebesnot und Liebesopfer."

Rom, das große mächtige Wohnhaus der Welt, war immer größeren Erschütterungen und Kriegen ausgesetzt. Seine Schalen der Macht stiegen und sanken, aber noch flogen seine Adler über der ganzen Erde. Sie mußten sich nicht nur gegen neue auftauchende Völkerschaften verteidigen und gegen solche, die sich ihrer Herrschaft entledigen wollten, sie hatten auch kriegerische Handlungen gegen die Seeräuber zu unternehmen, die von Thracien bis zum Hellespont das Meer und die römischen Häfen beunruhigten, der Flotte Roms empfindliche Verluste beibrachten und den Kauffahrern zum Schrecken wurden.

Ein römischer Fürst, der nach seinen vielen Siegen in Gallien und Syrien zum Duumvir ernannt worden war, hatte Befehl erhalten,

den Seeräubern mit einem Geschwader von einhundertundfünfzig Galeeren nachzusetzen und sie wenn möglich von Norden und Süden her anzugreifen.

Seine kühnen Pläne gelangen ihm. Er hatte die Seeräuber nicht nur vollständig besiegt, er hatte ihnen auch einen großen Teil ihrer Beute entreißen können. Sein Sieg wurde bald nach seiner triumphalen Rückkehr nach Rom im Cirkus gefeiert.

Auch die von den Seeräubern versklavten Gefangenen, unter ihnen ein junger Grieche, Dioklitas mit Namen, wurden nach Rom gebracht.

Dioklitas befand sich auf dem Schiffe seines Vaters, als es von den Piraten überfallen worden war. Durch eine hochgemute Tat hatte sich der Grieche die Teilnahme des Fürsten erworben, indem er seinen Freund und Waffenbruder, den Feldkommandanten, vom Tode des Ertrinkens gerettet hatte. Der Grieche hatte nicht an seine eigene Flucht gedacht, das Leben eines tapferen Kriegers galt ihm mehr als seine Freiheit. Darum beschloß der Fürst, das Los des Griechen freundlicher zu gestalten und ließ ihn in seinen Gärten und weiten Weingeländen auf seinem Landsitz in den Albanerbergen arbeiten. Abgelenkt von seinen vielen Pflichten und Staatsgeschäften vergaß er bald den Jüngling.

Eine Begebenheit im Garten seines Palastes auf dem Aventin aber ließ Pulchra, die Tochter des Fürsten, auf den Sklaven aufmerksam werden.

Der Aufseher der Sklaven, der dem Griechen nicht wohlgesinnt war und der ihn quälte und züchtigte, wo sich ihm nur eine Gelegenheit dazu bot, hatte ihn eines Morgens auf einer Bank sitzend überrascht, ein kostbares griechisches Buch in den Händen haltend und in den Inhalt der Schrift vertieft. Mit einem Peitschenhieb hatte er den Jüngling aus seiner Versunkenheit aufgeweckt, ihm das Buch entrissen und ihn des Diebstahls beschuldigt.

Er befahl seinen Wächtern, Dioklitas zu entkleiden, an den nächsten Baum zu binden und ihn auszupeitschen.

Ein Zufall wollte es, daß die Tochter des Fürsten, die am Morgen das Buch auf einer Bank liegen gelassen hatte, mit ihrem Lehrer Apollonius, einem hochweisen Gelehrten aus Griechenland, in den Garten kam, um das Vermißte zu suchen.

Sie hörte die zornigen Ausrufe des Aufsehers, das Freudengejohl der Wächter bei der Züchtigung des Sklaven. Sie sah in der Nähe der Bank, an einen Pfirsichbaum gebunden, den wunderbaren nackten Körper eines Jünglings, der furchtbaren Peitschenhieben ausgesetzt war.

Es war nicht nur Mitleid, das sie bei dem Anblick empfand, es war zugleich eine Empörung in ihr, soviel Schönheit durch menschliche Grausamkeit geschändet zu sehen. Der am Baum gefesselte Sklave dünkte ihr wie eines jener Götterbilder, die sie einst auf einer Insel im Aegäischen Meere gesehen hatte.

Keine Klage kam von den Lippen des Sklaven, sie bebten nur in Scham und Schmerz, daß eine Frau ihn in seiner Nacktheit, in seiner Erniedrigung sah.

Pulchra verwies dem Aufseher seine rohe Tat, ging auf den Baum zu, pflückte eine Frucht und hielt sie vor den ausgedörrten Mund des Sklaven. Es lag soviel Hoheit und Würde in ihrem Tun, daß alle davon betroffen waren.

Der Jüngling aber berührte die Frucht nicht, er fühlte nur mit Staunen, daß ihm, einem Sklaven, Barmherzigkeit geschah, sah mit einem fast verklärten Ausdruck in die großen dunklen Augen der Römerin und verlor Sinne und Wirklichkeit in dieser seligen Schau.

Während diesem seltsamen Spiel von Aug' zu Auge, von Herz zu Herz, hatte Apollonius den Aufseher von der Schuldlosigkeit des Griechen überzeugt. Da jener wußte, in welch hohem Ansehen der Gelehrte in Rom in der Schule der Wissenschaften und vor allem beim Fürsten stand, bedauerte er mit unterwürfigen Worten seine Handlung, ging selber auf den Baum zu und befreite den Sklaven von seinen Fesseln. Als aber die Prinzessin tröstend auf ihn einsprechen und ihm die Frucht reichen wollte, entfloh er, als sei er von neuen Peitschenhieben gehetzt.

Pulchra stand wie erstarrt, die Frucht in den Händen haltend, ihr Antlitz von Purpur übergossen. Mit einer ehrfurchtsvollen Gebärde reichte ihr der Aufseher das Buch, und nur der weise Lehrer der Prinzessin merkte den Spott in den Zügen des Mannes, ohne jedoch zu ahnen, wie dessen Zorn auf den Griechen sich durch die Teilnahme der Prinzessin noch verstärkt hatte. Für den harten Tadel, den er wegen des Verhaßten von ihr erhalten, wollte er sich rächen und beschloß, den Sklaven zu entfernen. Es war leicht, einen Sklaven verschwinden zu lassen. Er hatte schon viele junge Sklaven an seine reichen Lüstlinge oder Gladiatoren verkauft.

Der Sklave Dioklitas wird eine herrliche Gestalt für die Arena abgeben, dachte er bei sich: das schöne Antlitz von dunklen Locken umgeben, die großen Augen von Wehmut beschattet, in weichen Formen der Körper, im edlen Ebenmaß Glieder und Muskeln, deren Kraft er bei den Gartenarbeiten oft wahrgenommen hatte. Man sah es dem Körper des Griechen an, daß er von frühester Jugend in allen Kampfspielen geübt und zugleich zu hoher geistiger Bildung gelangt war. Eine große Kaufsumme für den schönen Sklaven schien dem Aufseher gewiß. Es galt seinen Plan vorsichtig auszuführen. Mit einem teuflischen Lächeln pflückte er einige Pfirsiche, winkte einem Wächter und befahl ihm, dem Sklaven nachzueilen, ihm die Früchte zu geben und ihn auf den Befehl der Prinzessin in sein Haus zu bringen, um nach seinen Wunden zu sehen. Er warf dem Wächter einige Münzen hin, und da wußte dieser, daß der Auftrag von Wichtigkeit war.

Nach ihrem seltsamen Erlebnis ging die Prinzessin noch oft zu dem Pfirsichbaum. Das Bildnis des schönen Jünglings hatte den wohlgehüteten Kreis ihrer Gefühle durchbrochen. Stundenlang weilte sie unter dem Baum, in Erinnerung verloren. In aufwallender Sehnsucht nach dem jungen Sklaven strich sie mit zärtlicher Gebärde über den Stamm, an dem sein junger Leib gewesen war. Sie brach eine Frucht und berührte sanft ihre Haut. Ihr war, als ob mit der Erscheinung des Jünglings ihre wohlgeordnete, glanzvolle Welt sich völlig verwandelt hätte, Träume und Sehnsüchte bewegten ihr Herz. Ein heißer Wirrsal wundersamer Bilder, die alle mit der Schönheit des Jünglings verbunden waren, bedrängte ihre Seele. Ihr weiser Lehrer ahnte den Grund ihres veränderten Wesens, wußte, wem der Liebesglanz ihrer Augen galt, aber mit keinem Wort verriet Pulchra ihre Besorgnis um das Schicksal des Sklaven. Auch war Apollonius über dessen Fernbleiben aus den Gartenanlagen beunruhigt, er hatte ihn seit langer Zeit nicht mehr unter der Schar der arbeitenden Sklaven erblickt. Er wußte nur zu gut, daß der Aufseher besonders in Abwesenheit des Fürsten alle Sklaven wie willenlose Werkzeuge in der Hand hielt und daß sie ihm nicht entkommen konnten. Er mußte bei seinen Erkundigungen vorsichtig sein, um dem Sklaven nicht noch mehr zu schaden.

Eines Tages, als er wieder vergebens nach seinem Verbleib gefragt hatte, wurde er Zeuge eines leidenschaftlichen Ausbruches einer ältlichen griechischen Sklavin, die er vor den Füßen der Prinzessin fand. Die Mitteilung, die sie ihr gemacht, mußte sie sehr erschüttert haben. Er sah es an ihren bleichen Zügen, wie ihr Stolz nur mit aller Gewalt die Erregung ihrer Seele bemeisterte. Als sich die Sklavin, reich beschenkt von Pulchra, entfernt hatte, verlor sie ihrem Lehrer gegenüber ihre Beherrschung. Sie wurde ganz Frau, und ihre Worte strömten aus blutendem Herzen.

Schmerzvoll erzählte sie ihm von der verruchten Tat des Aufsehers, der Dioklitas an einen bekannten Fechtlehrer und Gladiator von Antiochien verkauft hatte. Er hatte ihn als fieberkrank gemeldet, ihn heimlich fortschaffen lassen, in strenger Haft behalten und ihn dann für tot ausgegeben. Die Sklavin aber, die der Jüngling stets mit leiser Fürsorge umgeben und der ihr manch harte Arbeit abgenommen hatte, verstand die Sprache der Römer und hatte ihre Gespräche belauscht. Die Nachricht vom Tode des Sklaven hatte Bestürzung, ja Erregung unter den Sklaven hervorgerufen. Sie alle liebten ihn wegen der Sanftheit seines Wesens und der steten Bereitschaft, den Gefährten seines Elends zu helfen. Selbst die

Wächter konnten es kaum fassen, daß der Grieche, ein Bild blühender Gesundheit, plötzlich von einem Fieber dahingerafft worden sei.

Die traurige Wendung im Geschick seines jungen Landsmannes erschütterte Apollonius, doch die Lehren seiner Philosophie ließen ihn Ruhe und Besonnenheit bewahren.

Er erinnerte sich der Erzählung des Fürsten von der löblichen Tat des Sklaven, die dem Feldkommandanten das Leben gerettet hatte. Es war die Art eines edlen Römers, sich seinem Retter dankbar zu zeigen. Durch seine lange Abwesenheit von Rom hatte der Feldkommandant den Griechen wohl aus dem Auge verloren, und da Apollonius wußte, daß er für kurze Zeit in Rom weilte, beschloß er, ihn noch am Abend aufzusuchen und ihm das furchtbare Schicksal seines Lebensretters zu berichten. Er hatte Macht und Einfluß genug, um es abzuwehren. Hoffentlich war es noch nicht zu spät und Dioklitas noch nicht nach Antiochien verschleppt.

Als der Feldkommandant von der schändlichen Tat des Aufsehers hörte, handelte er rasch und wirksam. Er ließ den Aufseher sofort verhaften, ihm sein Geständnis über den Verbleib des ihm anvertrauten Sklaven durch Folter erpressen.

Um Dioklitas nicht der Rache des Gladiatoren auszusetzen und ihn sobald wie möglich von seinem unwürdigen Schicksal zu befreien, kaufte er ihn für eine hohe Summe von diesem los. Mit Zustimmung des Fürsten wurde Dioklitas nach einigen Wochen in feierlicher Form von seinem Sklaventum losgesprochen, denn der Fürst fühlte, daß das Menschentum des Versklavten noch nicht entwürdigt war und sein Geist nicht gelitten hatte. Man beschloß, ihn nach der Universität in Alexandrien zu schicken, die den Glanz hellenischer Bildung über die ganze Welt verbreitete und zahllose Zuhörer aus allen Ländern herbeizog.

Dioklitas, über dessen Wesen noch immer eine erste Wehmut lag, konnte sich zu nichts entschließen. Er bat nur inständig, auch als Freigelassener in den Gärten des Duumvirs arbeiten zu dürfen.

Apollonius hörte aus diesem Geständnis das Liebesleid seines jungen Schützlings heraus und las in seinen Augen, was ihm die Lippen nicht verraten konnten. Trost, Hoffnung hatte er nicht für ihn, aber er wollte versuchen, ihn durch geistige Uebungen und Betrachtungen langsam von seiner Neigung abzulenken und ihn zu anderen Dingen hinzuführen, denn als Philosoph wußte er um die beseligende Kraft und Stärke, die in der Hingabe an die Wissenschaften lagen. Und da er eines gewandten Schreibers für die Abschriften der alten Handschriften bedurfte, welche die reiche Büchersammlung des Fürsten enthielt, nahm er ihn in seinen Dienst.

Dioklitas war ihm bald als Ordner der vielen Handschriften und als Abschreiber schwieriger alter Texte unentbehrlich. Aus dem Gönner und Lehrer wurde dem Jüngling ein väterlicher Freund, der ihn mit Güte und Verstehen leitete und versuchte, ihm auch in den seelischen Dingen eine besonnene Haltung zu geben.

Aber die Schatten der Wehmut wichen nicht von Dioklitas, und er erlitt alle Sehnsüchte und alle Qualen einer großen, leidenschaftlichen Liebe. Sie war aus reinem Herzen zum Lichte emporgewachsen. Sie sah keine Hemmnisse und nicht jene Mächte, die sich ihr hindernd entgegenstellten. Sie sah nur wie alle wahrhaft Liebenden — die Hoffnung mit ihren Verheißungen.

Pulchra empfand den glücklichen Umschwung im Leben von Dioklitas voller Beglückung. Ihre Augen strahlten in zufriedenem Glanze, wenn Apollonius von ihm sprach und ihn rühmte.

Es geschah aber jetzt öfters, wenn er in den römischen Büchersammlungen im Tempel des Apollo Palatinus beschäftigt war, um alte Handschriften zu verbessern oder Texte zu erläutern und zu erklären, daß Dioklitas seiner hohen Schülerin griechische Lehrstunden gab und sie mit den Genies seiner Heimat vertraut machte. Es waren für sie beide Feierstunden des Geistes, wenn er die verehrten Männer der begnadeten Hellaszeit heraufbeschwor und Pulchra bereit war, sie in Ehrfurcht aufzunehmen. Und sie war entzückt über die weise Art, mit der er zu lehren verstand und über die Klar-

heit und Tiefe seiner Erklärungen. Und sie fand nicht nur seine Gelehrsamkeit und seine Redekunst anziehend, sie entdeckte immer neue Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die Dioklitas besaß. Er huldigte auf stille Art ihrer Schönheit, die ihm durch den Zauber ihrer Güte noch strahlender dünkte.

Sie träumten beide von den Tiefen einer Liebe, aus denen man wie aus heiliger Quelle Freude und Kraft schöpfte!

An einem goldenen Sommerabend, an dem man die letzte Frucht vom Pfirsichbaum gepflückt und Dioklitas ihr von den Liebesgesängen seiner Heimat gesprochen hatte, entstand mit einemmal eine holde Stille zwischen ihnen. Statt der Sprache der Dichter ließen sie die Sprache ihres Herzens vernehmen. Es klangen glühende Worte auf, die zündeten, es klangen leidenschaftliche Worte, die sie betörten, weiche, süße Worte, die ihre Sinne bedrängten und ihr Blut gleich einem langgedämmten, nun entfesselten Strom rauschen ließen. Ihre Herzen wehrten sich nicht mehr und glühten in Liebe. Sie wußten und fühlten, ihre Liebe war reif zum Wunder, zur Erfüllung.

Eine Kette von ungetrübten, seligen Tagen folgte, bis die mächtige furchtbare Wirklichkeit in ihr Glück trat und alles beschattete.

Pulchras Vater hatte in einem früheren Statthalter von Gallien einen großen und gefährlichen Feind, der wegen seiner herrschsüchtigen und gewalttätigen Regierung nur auf Anklage des Fürsten von seinem Amte enthoben war. Der Fürst sah das Glück einer friedlichen Entwicklung der von Rom unterworfenen Völker nur in einer guten und gerechten Verwaltung. Er glaubte wie jeder stolze und weise Römer an die unendliche Herrlichkeit und Würde des römischen Friedens.

Sein Feind aber ließ in seiner Wühlarbeit gegen den Fürsten nicht nach. Er hetzte einige Konsuln, die die Kriegskasse zu beaufsichtigen hatten, gegen ihn auf, und diese beschuldigten den Fürsten, sich bei dem Ankaufe von Galeeren bereichert und den Feinden Roms wichtige Kriegsdokumente gegen eine hohe Summe ausgeliefert zu haben.

Die Verleumdungen des Prokurators gelangten bis zum Kaiser. Die Neider hatten ihre Absicht erreicht und hofften nun, alle Gunst und Beförderung durch kaiserliche Huld zu erlangen. Es erhoben sich aber auch Stimmen für den Fürsten, und vor allem war es der Feldkommandant, dessen erfahrene Kriegskunst das Reich nicht entbehren konnte, der im Senat für seinen schmählich beschuldigten Freund eintrat.

(Fortsetzung folgt)

Das Bild der eleganten Dame

Von Katja

Magdalena wußte sich nicht mehr zu helfen. Sie weinte schon seit einer Stunde und schluchzte ununterbrochen. Das Herz wollte ihr brechen vor Kummer, die Zukunft sah auf einmal ganz schwarz aus, und das Leben war ihr verleidet.

Sie waren erst ein halbes Jahr verheiratet und lebten glücklich wie zwei Täubchen in ihrem Schlag, und noch kein hartes Wort hatte ihr Glück getrübt. Ihre Liebe schien ewig und groß zu sein, und Magdalena glaubte daran, bis sie an diesem verhängnisvollen Morgen in der Busentasche ihres Mannes ein Bild entdeckte. Es war die Photographie einer strahlend schönen Dame mit süßem Lächeln, wie sie Magdalena nur aus mondänen Modezeitschriften kannte. Dazu war sie von Kopf bis Fuß elegant gekleidet. Sie trug ein Kleid, wie es sich Magdalena nicht in den kühnsten Träumen zu wünschen gewagt hätte, und sie lehnte so geziert an ein Toilettentischchen, daß die verstecktesten Reize des anmutigen Kleides sowie ihrer vollkommenen Figur zur Geltung kamen. Magdalena war untröstlich, denn gegen dieses verführerische Wesen würde sie nie aufkommen.

Was sollte sie nun tun? Sollte sie Alfred das Bild vorwurfsvoll vor die Füße werfen, sollte sie beleidigt nach dem Namen der Dame fragen oder großmütig auf seine Liebe verzichten? Wie-